Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt“
erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlin's bei allen Post-Anstalten des deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Belgiens, der Niederlande (Holland), Rußlands, Dänemarks, Schwedens und Norwegens und der Donaustaaten; in Berlin bei der Expedition Jerusalemerstr. 48/49; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstr. 66; Filiale Königstadt: Königstr. 55; Filiale Louisenstadt: Prinzenstr. 41; bei allen Zeitungsspeditoren und Stadtpostämtern.
Chef-Redakteur: Arthur Ledyshohn in Berlin.

Abonnements-Preis
auf das „Berliner Tageblatt“ nebst dem illustr. Witzblatt „ULK“, der feuilleton. Montags-Beilage „Zeitgeist“, der „Deutschen Lesehalle“ und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau u. Hauswirthschaft“ vierteljährlich 5 M. 25 Pf., monatlich 1 M. 75 Pf. (für Berlin incl. Botenlohn, bei separater Zusendung des Abendblattes 2 M.); für das Ausland direct pr. Kreuzband 14 M. p. Quart. — Inserate à Zeile 50 Pf. (Berliner „Stadt-Anzeiger“ 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstr. 48/49, sowie deren Filialen: Friedrichstr. 66, Königstr. 55, Prinzenstr. 41 angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nr. 49. Berlin, Donnerstag, den 28. Januar 1886. **XV. Jahrgang.**

Abonnements für Februar und März
auf das „Berliner Tageblatt“ nebst seinen Separat-Beiblättern Illustrirtes Witzblatt „ULK“, illustrirtes Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle“, feuilletonistisches Beiblatt „Der Zeitgeist“, „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft“, nehmen entgegen: alle Postanstalten des Deutschen Reiches, in Berlin sämmtliche Zeitungs-Spediteure, alle Stadt-Postämter, sowie die Expedition des „Berliner Tageblatt“ Jerusalemerstr. 48/49, zum Preise von
nur 3 Mark 50 Pf.
(für alle fünf Blätter zusammen).

Alle neu hinzutretenden Abonnenten
erhalten gratis u. franco den bis 1. Februar bereits erschienenen Theil des Romans von
C. Lionheart: „Ein Räthsel“.
Ferner veröffentlichen wir das neueste Werk von
Hermann Sudermann: „Frau Sorge“.

Der Antrag Uhlendorff.

Die öffentliche Meinung der Hauptstadt hatte sich für den gestrigen Schweinismittwoch auf eine Staatsaktion ersten Ranges gerüstet. Man erwartete nämlich die Berathung des Antrages Achenbach, sowie die Mitwirkung des Reichskanzlers, und demgemäß waren bereits sämmtliche verfügbaren Zuschauerbillets unter die verschiedenen Abtheilungen verloost. Allein die übergroße Erwartung wurde getäuscht. Man mußte mit einer Aktion zweiten Ranges vorlieb nehmen. Denn gegenüber einer etwaigen Polenausweisungsdebatte mußte, um mit Herrn v. Schorlemer zu reden, der Antrag Uhlendorff auf Einführung der geheimen Abstimmung bei den Landtags- und Kommunalwahlen „nur ein Hirtenknabe“ sein.

Aber selbst die Schalmeientöne eines Hirtenknaben haben mitunter etwas Verlockendes. Und wirklich waren auch die Tribünen für das große Publikum bis auf das letzte Plätzchen gefüllt. Vor einer so erwartungsvollen Zuhörerschaft begann also die Berathung dieses Antrages Uhlendorff, der nur die Erbschaft des Antrages Stern aus der verstorbenen Legislaturperiode übernahm.

Der Antragsteller wies in seiner kurzen Begründungsrede auf die verunsichernden Wirkungen der öffentlichen Abstimmung hin und auf den in zahllosen Beschwerdeschriften ausgedrückten Wunsch nach Aenderung dieses Abstimmungsverfahrens, das unter Umständen zu einem Ruin für die Betheiligten werden könne.

Gegenüber diesen ruhigen Erwägungen suchte Herr v. Eynern den ganzen Lärmapparat national-gouvernementaler Gesinnungstüchtigkeit zu rühren und er entledigte sich dieser freiwillig übernommenen Pflicht vollständig. Nach dieser gestrigen Eynernschen Rede zu urtheilen, muß man sagen, daß der gegenwärtige Minister des Innern alle Ursache hat, auf seinen gelehrigen Schüler v. Eynern wahrhaft stolz zu sein. Zwar die frühere ablehnende Motivirung dieses Antrages, welche bekanntlich dahin lautete, daß er sich nicht von einem beliebigen Frankfurter Demokraten politische Vorschriften machen lasse, hatte Herr v. Eynern diesmal bei Seite geschoben, dafür hatte er sich jetzt mehr auf die rein praktische Seite hin geneigt. Er halte dafür, daß das Abgeordnetenhaus in seiner jetzigen Zusammensetzung Besseres zu thun hätte, als sich mit derartigen, rein agitatorischen Anträgen viel zu beschäftigen. Mögen die geschwächten Deutschfreisinnigen, so meinte er, sich damit gütlich thun, durch diesen Antrag ihr verglimmendes Agitationsfeuer wieder anzufachen; er und seine Partei würden diesen Antrag verwerfen, der überdies eine laue Halbheit offenbare. Geheimes und nicht gleiches und nicht direktes Wahlrecht bleibe eben etwas sehr Unfertiges.

Während der Centrumsredner Fuchs mit einem ungeheuren Aufwand von Lungenkraft die Nothwendigkeit, die das Gewissen Vieler bedrückende öffentliche Abstimmung bei den Wahlen abzuändern, betonte, trat Herr v. Zedlitz „voll und ganz“, wie man sich jetzt auszudrücken beliebt, auf die Seite des Herrn v. Eynern, von dem er sich in keiner Weise unterschied. Für Herrn v. Zedlitz ist es eine ausgemachte Sache, daß dieser Uhlendorff'sche Antrag für ewige Zeiten als abgelehnt zu betrachten sei.

Dem gegenüber war es von Herrn Windthorst sehr wohl angebracht, auf die Schicksale gewisser englischer Anträge hinzuweisen. Anträge wie den vorliegenden bringt man eben immer wieder ein, bis sie durchgesetzt sind. Weil aber überhaupt gewisse Symptome sich zeigten, daß man vor Angriffen auf das allgemeine Wahlrecht in manchen einflußreichen Schichten nicht zurückschreckt, deshalb müsse man sich ernstlich mit diesem Antrage beschäftigen. Allerdings sei der Uhlendorffsche Antrag mit Bezug auf das Wahlrecht für den preußischen Landtag nicht weitgehend genug und er würde nicht im Mindesten Bedenken tragen, für den Landtag das gleiche Wahlrecht zu fordern wie für den Reichstag. Anders liege die Frage mit Bezug auf das Kommunalwahlrecht. Aber einen Werth habe der Antrag Uhlendorff unbedingt. „Uhlendorff hat Euch auf den Zahn gefühlt, dieser Zahn ist lädirt, deshalb schreit Ihr so!“ rief der Centrumsführer unter schallendem Gelächter des Hauses den Myrmidonen des Herrn v. Zedlitz zu — und er hat, unseres Dafürhaltens, mit diesem Witzworte eine bittere Wahrheit ausgesprochen. Beide, so fährt Windthorst fort, so grundverschiedene Wahlrechte für die Vertretungskörperschaften eines Volkes seien auf die Dauer mit einander unverträglich. Eines müsse weichen, und weichen werde das Dreiklassenwahlsystem. Hier in Preußen habe er erst die Erfahrung gemacht, wie alle Kräfte des Staates, der Großindustrie und des Großgrundbesitzes in den Dienst der Wahlen gestellt würden, wie erschreckend das „ruere in servitium“ oder „Sich in die Knechtschaft stürzen“ zugenommen. Aus diesen Erfahrungen heraus sei er entschlossen, das allgemeine Wahlrecht, gleich, geheim und direkt, „auf Tod und Leben“ zu vertheidigen. Er höre nicht auf, seinen preußischen Mitbürgern zuzurufen, sie sollten sich nichts weismachen lassen, sie sollten wissen, daß ihre Wahlfreiheit auf keine andere Weise gesichert sei, als durch eine geheime Abstimmung.

Inzwischen war der Herr Minister v. Puttkamer ins Haus getreten, um in seiner Entgegnungsrede in seiner gewohnten chevaleresken Weise zu erklären, daß er an den Verhandlungen des Hauses in dieser Angelegenheit nur ein sehr untergeordnetes Interesse nehme. Nur der einen Behauptung Windthorsts müsse er entgegentreten, der nämlich, daß die preußische Regierung daran denke, das allgemeine Wahlrecht für den Reichstag etwa abzuschaffen. Es sei ies durchaus nicht der Fall. Sprach's und ließ sich auf seinen Ministersessel nieder. Selbst die Puttkamersche Gefolgschaft auf der Rechten war von diesen Worten ihres Meisters wenig erbaut. Nur ein schüchternes Beifallsgemurmel wagte sich hie und da aus den Reihen der Deutschkonservativen hervor.

Herr v. Hammerstein sprach im Namen seiner Parteifreunde. Schon vor zwei Jahren entführ dem verehrten Herrn bei der Berathung des auf das gleiche Ziel gerichteten Antrages Stern das geflügelte Wort: „wozu?“ Wir geben es ihm von dieser Stelle aus wieder zurück. „Wozu“ Herr v. Hammerstein die ganze Rede, die so gar nichts besagte? Die konservative national-gouvernementale Mehrheit hatte den guten Geschmack, nach dieser Rede des Herrn v. Hammerstein die Debatte schließen zu lassen.

Es wird gut sein, auf diesen Zusammenhang zwischen den Herren v. Hammerstein und Eynern hinzuweisen; es wird gut sein, dem Volke unaufhörlich klar zu machen, was die gegenwärtige feudale und national-gouvernementale Mehrheit des preußischen Abgeordnetenhauses von dem Wahlrecht des Volkes hält, und wie wenig dieser Mehrheit daran gelegen ist, die wahre Ueberzeugung der Wählerschaften ungeschminkt zum Ausdruck gelangen zu lassen.

Nachdem die wilde Fluth der persönlichen Bemerkungen, an deren Hin- und Herwogen Herr v. Puttkamer eine augenscheinliche Freude hatte, wieder beruhigt war, erörterte Herr Hänel in seinem Schlußworte noch einmal die Frage des Wahlrechts, welche durchaus in diesem Momente aktuell sei. Hat doch Herr von Hammerstein ganz offen als ein Ziel der deutschkonservativen Partei es hingestellt, die Einführung korporativ gegliederter Wahlverbände zu ermöglichen. Und auch der Herr Minister schien sich diesem deutschkonservativen Ziele nicht geradezu feindlich gegenüberzustellen. In diesem Punkte sind die Konservativen völlig ernst zu nehmen. Nur daß sie in diesem Augenblicke, mit Rücksicht auf die Zusammensetzung des Reichstages, die Aussichtslosigkeit ihrer Ziele erkennen und demgemäß ihre Aktion vertagen. Durchaus nicht ernsthaft sind indessen die Nationalliberalen zu nehmen, welche in einer so wichtigen Angelegenheit gerade „den Humoristen“ aus ihren Reihen, nämlich Herrn v. Eynern, in die Arena hinabsteigen ließen.

Mit gutgeführten Streichen ging der deutschfreisinnige Führer den Nationalgouvernementalen zu Leibe und es half alles Dreinreden des großen Humoristen Eynern und des noch größeren Nichthumoristen Ernecerus nichts — die Herren mußten die sehr ernste Erörterung Hänels ruhig hinnehmen, welche in dem Ausspruch gipfelte, daß sie von ihrer zwanzigjährigen liberalen Vergangenheit völlig abgefallen, daß sie sich mit Elementen vereinigt hätten, welche vor wenigen Jahren noch als reaktionär gegolten. Sich nun zur Sache selbst wendend, erklärte der Redner der Deutschfreisinnigen, daß die Erfahrungen bei den letzten Landtagswahlen von maßgebendem Einfluß auf das Vorgehen seiner Partei gewesen sind. Das geheime Wahlrecht ist eine Appellation an die Gleichheit des Rechtes, und diese Gleichheit des Rechtes verweigern die Konservativen, die besitzenden Klassen also den Beschlossen. Daß der Antrag der Deutschfreisinnigen ein unvollständiger sei, gebe er gern zu. Aber er

Ein Räthsel.

Aus den Papieren eines Arztes.

[5. Fortsetzung.]

von

C. Lionheart.

Hans war das Blut stürmisch ins Gesicht gestiegen.

„Wenn nicht Abneigung der Motor seines Handelns, um so mehr Ehre für ihn. — Wenn nicht Kälte und Gleichgiltigkeit gegen die naive Sirene ihr standhaft gegen ihre Verführung machten, wenn Ehrenhaftigkeit, Selbstachtung und Achtung vor mir ihm die Widerstandskraft erhielten, um so mehr Achtung muß ich vor seinem festen Charakter haben,“ sagte er abweisend.

Ich sah, sein Vertrauen in den Mann war nicht zu erschüttern. Ich nahm mir vor, denselben nun selbst um so mißtrauischer zu beobachten. Er hat es mir gründlich schwer gemacht, einen Blick hinter dies immer gleichmäßig höfliche, zurückhaltende, immer gleichmäßig ruhige Aeußere zu thun. Er mußte meine spürenden Blicke empfinden, er setzte denselben aber eine so vollendete Unbefangenheit entgegen, daß seine Bescheidenheit mir häufig nur wie das Produkt innerer spöttischer Ueberlegenheit vorkam. Ich konnte das Gefühl nicht loswerden, als mache er sich lustig über uns. Ich konnte trotz seines würdevollen Anstandes keinen Augenblick von dem Bilde des Wolfes im Schafkleide ihm gegenüber frei werden.

Geheimnißvolle Schleier ruhen über dem ganzen Vorgang, den Hans und der Hauslehrer todtzuschweigen suchen, auf den selbst die Mittheilungen der Präsidentin nur wenig Licht werfen.

Die knappe Form des Briefes paßt zu dem Bilde, das ich mir von jener unglücklichen Frau gemacht habe. Sie schreibt wie Jemand, der längst mit dem Leben abgeschlossen, der auf jede Hoffnung für immer resignirt hat. Und ebenso unbeweglich, starr und hoffnungslos sehen diese düsteren Züge aus, die Hans mir in einer Photographie eben zeigte. Folgendes enthielten die Zeilen:

„Ich schreibe Ihnen, nicht um etwas wieder gut zu machen. — Es giebt Risse, die nicht ausheilen können. Ich habe Sie gewarnt, Sie wollten nicht hören und haben meinem Leben einen neuen, den letzten Gram bereitet. Ich hatte ein Kind noch, und als Sie es ertrotzten, wußte ich, daß es verloren war. Ich mache Ihnen keinen Vorwurf. Es war ihr und mein Geschick, das sich unerbittlich erfüllte.

An eine Schuld meiner Tochter kann ich nicht glauben. — So wenig wie Ange, so wenig wie Harald als Sünder in ihr frühes Grab gestiegen, hat Cilly diese Beschimpfung verdient. Ich kann Ihnen keine positiven Gegenbeweise liefern, nur in mir lebt die felsenfeste Ueberzeugung ihrer Unschuld und die Ahnung, daß ihr trauriges Geschick ein fluchwürdiges Erbe ist.

Ich behaupte nichts — ich wünsche nichts, ich erwarte nichts, nichts, wenn Sie meiner sonderbaren Geschichte auch Glauben schenkten, die einmal schon von meinem ältesten Schwegersohn gehöhnt und verlacht, als die Erfindung einer intriganten Mutter zurückgewiesen wurde. Meine Tochter hat sich auf ewig von Ihnen losgesagt. Der blutige Schimpf, den Sie ihr angethan, hat auf immer das Band zerrissen. Sie sollen sie aber nicht verdammen können, ohne mich gehört zu haben.

Meine Mutter, eine heiligsreine Frau, ward von ihrem Gatten im Zimmer ihres Neffen angetroffen. Sie erwachte unter seinem Anruf aus somnambulem Zustand. Eine furchtbare Szene erfolgte. Mein Vater neigte zur Apoplexie. Die entsetzliche Aufregung muß einen Anfall herbeigeführt haben, der einer Katastrophe vorbeugte. Mein Vater starb, ohne daß die Besinnung ihm zurückkehrte, und einige Jahre später ward meine Mutter seines Neffen Weib.

Er hatte Medizin studirt und mit Vorliebe sich gerade der Ergründung solch wissenschaftlicher Probleme zugewandt. Der abnorme Zustand, der sich jedes Mal wiederholte, sobald sie sich Mutter fühlte, hat bei ihm die richtige Beurtheilung gefunden, und ihre überaus glückliche Ehe hat dadurch nicht die leiseste Störung erfahren. Nur als wir Kinder in ein reiferes Alter traten und unserer Lebensbestimmung folgten, hat sie vor einer erblichen Wiederholung gezittert und vollständige Ruhe erst gefunden, als wir drei Schwestern, ohne Ausnahme, nach langjähriger Verheirathung das dreißigste Jahr überschritten, ohne daß sich bei irgend einer von uns auch nur die leiseste Spur davon gezeigt.

Nun meldete man mir vor ein paar Jahren Ange's schauerliches Ende, und Arges hat sich die Welt darüber zugeraunt, nachdem ich eine Woche früher erst einen Brief von meiner Tochter empfing, der von Glück und stolzer Seligkeit überfließt. Wenige Wochen später erhielt ich mit seiner Todesanzeige zugleich die Beichte meines unglücklichen Sohnes.

Man will ihn zwingen, durch schleunige Ehe die Ehre seiner Wirthstochter zu rehabilitiren, von der er absolut nichts weiß, als daß ihre kokette Herausforderung ihn stets degoutirt und abgestoßen. Aber ein halbes Dutzend Nachbarn sind ja bereit, zu beschwören, daß sie ihn bei hellem Mondenschein Abends von ihrem Fenster auf den Altan haben klettern sehen, der in sein eigenes Zimmer führt.

Ist er unzurechnungsfähig oder betrogen? Beides wäre gleich fürchterlich! Nur der Tod kann ihn befreien, und den Tod hat er gesucht und gefunden.

In dumpfem Schmerz, aber ungläubig, hatte ich Ange's Beschuldigungen aufgenommen. Jetzt ging mir eine gräßliche Ahnung auf und alte Jugenderinnerungen wurden lebendig.

Wir waren dem Schicksal entgangen, denn meine armen Kinder nun wohl verfallen sind. Die dritte Generation erst trat das traurige Erbe an, von dem mein Neffe verschont geblieben. Er kannte die tragische Familiengeschichte, ihm hatte ich mein letztes Kleinod bestimmt — ihm oder Kleinem. Nur er konnte sie, die er von Kindheit an liebte, beschirmen und behüten.

In meiner Herzensangst habe ich mein letztes Kind bewacht wie eine Gefangene, die Jahre, die Monate gezählt, bis ich sie in meines Neffen Arme legen konnte und aufathmen unter dem Alp, den ihre Zukunft auf meine Brust wälzte.

Sie haben gewaltsam meine Pläne durchkreuzt. Sie haben es zu verhindern gewußt, daß ich das Familiengeheimniß Ihnen anvertraute. Ich hatte ja übrigens nichts als Ahnungen und Befürchtungen, und hätten Sie diesen damals Glauben geschenkt? Sollte ich uns bloßstellen gegen Ihren eigenen Willen? Konnte ich irgend etwas dadurch ändern? Hätten Sie es nicht für ein guterfundenes Märchen gehalten, um Ihnen Cilly vorzuenthalten?

Heute die Donnerstags-Beilage „Ulk“ Nr. 4.